

Kareem Rashed: Du machst ganz viele verschiedene Dinge – Events, Produkte, Unterhaltung, deine Looks. Wie entscheidest du dich für ein neues Projekt und wann sagst du dir: «Ok, das passt zu mir»?

Susanne Bartsch: Das macht mein Instinkt. Grundsätzlich dann, wenn ich spüre, dass es etwas Kreatives ist. Kreativität ist mir sehr wichtig. Kreativität ist für mich wie Gott: Du hast eine Idee, hast etwas in dir und lässt es dann geschehen. Und wenn es geschieht, kommen die Menschen, um es zu sehen, oder sie werden inspiriert davon. Sie erfreuen sich daran. Sie sehen etwas, das du gemacht hast, und es löst eine Reaktion aus. Ob diese gut oder schlecht ist, spielt eigentlich keine Rolle, es ist einfach nur wichtig, kreativ zu sein. Wird mir ein Projekt vorgeschlagen, zieht es mich dann an, wenn ich merke, dass ich etwas Neues schaffen und mich ausleben kann.

KR: Wie läuft dieser Denkprozess ab? Wie kommst du zum Beispiel dazu, dir zu sagen: «Hier mache ich eine Cabaret-Show» oder: «Hier mache ich eine Kunstinstallation», wenn du einen leeren Raum siehst?

SB: Ich denke viel über die Energie nach, und wonach es sich anfühlt, etwa: «Oh, hier kann man flirten» oder: «Das fühlt sich kalt an». Ich will vor allem die Leute zusammenbringen. Das ist eine meiner Berufungen: die Menschen zu vereinen. Es ist also sehr wichtig, wie der Raum funktioniert, wenn Leute darin sind, denn schlussendlich kannst du kreieren, so viel du willst, aber es geht darum, dass die Leute kommen und erleben können, was ich geschaffen habe. Ich mag es, wenn sie interagieren können. Das war mir immer wichtig: verschiedene Kulturen zusammenbringen – die Ballroom-Szene, die Drag-Szene, die Trans-Szene, Kunst, Mode, Uptown, Downtown.

KR: Und du schaffst es, dies bei jedem deiner Events auf eine andere Art und Weise zu tun. Wie entstehen diese Ideen?

SB: Gestern habe ich einen Raum besichtigt. Bevor man auf die Tanzfläche kommt, hat es dort eine kleine Lounge. Als ich diese betrat, sah ich sechs gleichaussehende blonde junge Frauen vor mir, nackt und mit Zigarettenshalter – so etwas wie: «die Zwanziger treffen auf heute, heute trifft auf 2050». Ich weiss nicht, wo das herkam. Es waren noch nicht einmal die Möbel dort. Die Decken waren hoch und die Wände in einem dumpfen Blutrot lackiert, und ich dachte: «Das würde ich hier machen.»

Ich plane es nicht wirklich. Kürzlich hat mir jemand etwas gesagt, was mir bisher nicht bewusst

war: «Ich weiss nicht, wie du funktionierst, aber ich habe verstanden, dass du das Ganze schon siehst, bevor es passiert.» Und das stimmt. Ich bin keine Visionärin, ich weiss nicht, was in deinem Leben geschehen wird. Aber ich sehe, wie ein Raum, ein Look und ein Event zusammenkommen werden. Manchmal ist das etwas schwierig, weil die Leute nicht wissen, was ich in meinem Kopf habe und es vielleicht nicht verstehen, wenn ich es erkläre, aber das macht nichts. Ich hätte nicht an die sechs Frauen in diesem Raum gedacht, ohne den Raum gesehen zu haben. Hätte mir jemand nur gesagt: «Es hat dort eine Lounge», wäre es mir nicht in den Sinn gekommen. Es ist fast so, als würde ich die Wände kennenlernen und sie würden mir etwas erzählen.

KR: Deine Events und deine Mode nehmen viele verschiedene Erscheinungsbilder an. Welche Konstanten gibt es in deinem Stil?

SB: Ich mag es, wenn es viel von etwas hat. Zu meinen liebsten Inspirationen gehört der Karneval von Rio, weil es dort Tausende von türkisen Federn gibt. Jede Sambaschule hat gleichfarbige Federn, soweit das Auge reicht. Die Farben einer Schule sind vielleicht Türkis und Gelb, es liegen also alle im gleichen Farbschema. Von der Tribüne aus sieht man schon von weit her, wie sie näherkommen, alle diese Federn in den gleichen Farben. Das ist genau mein Ding. Wie im Delano [Hotel in Miami an Sylvester 1999], wo sie zwölf Bäume hatten, wie eine Plantage, die ich dann alle mit dicken silbernen Dekobändern schmückte – die ganzen Bäume, es sah surreal aus. Etwas ganz einfaches, Dekobänder – aber in der Menge waren sie umwerfend.

KR: Ich glaube, das ist typisch für Susanne Bartsch: Das Volumen voll aufdrehen – bis zum Extrem oder zum extremen Kontrast.

SB: Genau, und immer mit einer gewissen Chicness. Was für mich Kitsch ist, ist für andere vielleicht kein Kitsch. Aber sogar, wenn sie es kitschig finden und es dann in meiner eigenen – gut gemachten – Version sehen, reagieren sie darauf. Sie erkennen den Unterschied, auch wenn sie nicht gleich sagen: «Das ist eine bessere Version von diesem Kitsch-Ding». Ich bewege mich überhaupt nicht in der Norm. Ich will Dinge, die wir alle kennen, so umsetzen, wie wir sie noch nie gesehen haben. Wenn ich etwa einen Burlesque-Performer habe, geht es nie um Sex. Ich will keinen Performer, der einfach nur strippt und einen tollen Körper hat. Ich will einen Performer, der etwas Unerwartetes tut, der mit seinem Penis malt oder im Spreadeagle Erdnussbutter-Sandwiches streicht. Die Leute sollen die Dinge mit neuen Augen sehen. Wie bei Joey Arias – er hatte seine Show und ich sagte ihm, er solle einen Anzug anziehen und zu Billie Holiday werden. Seine Performance erreichte ein ganz anderes Level. Es gibt unzählige Burlesque-Shows. Wieso ist meine so populär? Weil meine Performer mehr tun, als das, was das Publikum von ihnen erwartet.

KR: Bei dir geht es also oft um die Ästhetik. Gibt es für dich guten und schlechten Geschmack?

SB: Ja und nein. Wenn ich einen Look mache, darf es nicht billig sein – sonst fühle ich mich nicht gut damit. Aber manchmal siehst du jemanden in einem übertriebenen, billigen Look, und es ist so schlecht, dass es wieder gut ist. Manchmal muss man es einfach nur durchziehen. Die Energie ist das Stärkste, was wir in unserem Leben haben. Die Einstellung kann alles kaputt machen oder alles verbessern. Die Einstellung ist der Schlüssel. Überhaupt im Leben: Wenn du eine gute Energie hast, geht es dir gut. Ich habe auf jeden Fall Energie. Ich kann Energie ausstrahlen und dafür sorgen, dass sich die Leute gut fühlen. Das weiss ich. Schon als ich ungefähr 16 war, sagte mir das jemand. Ich habe Charisma, ich kann einen Raum betreten und alle fühlen sich in diesem Moment besonders und wichtig. Aber ich kann einen Raum auch betreten und nichts tun. Sie fühlen sich dann nicht schlecht, aber ich bekomme auch nichts Positives zurück. Ich denke, ich bin da keine Ausnahme. Aber ich bin es mir sehr bewusst. Es ist eine Superkraft.

Ich will den Menschen diese Energie weitergeben, und der Look hilft mir dabei, sie zu verstärken. Würde ich so an eine Party gehen, wie ich jetzt angezogen bin, würde ich *nichts* spüren. Die Looks und das Schaffen von Räumen für meine Events: Alles, was ich mache, weckt diese Energie und ermöglicht es mir, sie weiterzugeben. Mich einzukleiden und mit meinen Looks auszudrücken ist ein Werkzeug für mich, um das zu tun, was ich am meisten liebe: Menschen glücklich machen. Wenn ich sehe, dass die Leute glücklich sind, bin ich es auch. Es nützt mir also eigentlich auch selbst. Ich werde meine erste Show im Roxy nie mehr vergessen, *New London in New York* [1983]. Es war die Zeit meiner ersten Modeschau, meines ersten Events. Ich kam an und da war schon eine Schlange von wartenden Leuten, die zweimal um den Block reichte. Das Gefühl, dass diese Menschen auf etwas gespannt waren, was ich geschaffen hatte, war extrem aufregend. Ich war völlig high. Da hat man eine Idee, die einen packt, und dann wächst sie weiter und man erweckt sie zum Leben, und *dann* packt sie andere Leute. Das ist ein wunderbares Geschenk.

KR: Vieles, was du tust, liegt gewissermassen gar nicht in deiner Kontrolle. Du spielst die Musik nicht selbst, du performst nicht, aber du bringst die Teile zusammen. Wie viel Raum für das Unerwartete lässt du?

SB: Das Unerwartete macht den Reiz aus. Mir gefällt das Unerwartete. Deshalb mag ich keine Proben, ich will nicht, dass es perfekt ist. Wenn jemand zur falschen Zeit auf die Bühne kommt, ist das in Ordnung. Bei *New London in New York* ging alles schief: Wir hatten Musik in voller Lautstärke, aber das Publikum und Backstage waren nur durch einen Vorhang getrennt. Der Ton wurde nicht gedämpft und hinten hörte niemand etwas. Ich schrie «Leigh Bowery! Leigh Bowery!», und dann ging BodyMap auf die Bühne. Es war chaotisch. Aber dieses Chaos machte den Erfolg der Show und die grosse Begeisterung aus. Niemand wusste,

dass das nicht geplant war. Sie dachten, genau darum gehe es, um eine völlig neue Art Modeschau, denn sie waren an die geordneten Shows im Stil von Calvin Klein gewohnt.

Wenn etwas schiefgeht, arbeite ich damit. In der Show von Mugler fiel ich hin, weil er mir Schuhe gab, die wie Schlittschuhe waren. Ich schwankte herum und genau als ich hinausging, fiel ich flach auf den Laufsteg und die Perücke flog davon. Was sollte ich tun? Ich kletterte vom Laufsteg, stellte mich wieder auf die Beine und hatte Spass. Es war das Einzige, was ich machen konnte.

KR: Mit den Shows *New London in New York* [1983] und *London Goes to Tokyo* [1984] hast du jungen Designerinnen und Designern eine Plattform gegeben ... Das ist nicht selbstverständlich für eine kleine Boutique.

SB: Ehrlich gesagt ist das einfach so passiert. Ich entschloss mich dazu, einen Laden zu eröffnen, wie immer ohne das wirklich zu planen ... Ich war nach New York gezogen, und dort gab es keine solchen Looks, wie wir sie in London gemacht haben. Also importierte ich das, was ich vermisste. Ich glaube, es war im Juni, als ich ein Lokal in SoHo fand, und im August oder Anfang September kam vor der Eröffnung John Duka von der *New York Times* vorbei. Ich zeigte ihm ein paar Stücke und sagte: «Das sind alles junge Designerinnen und Designer aus England. Einige von ihnen haben noch keine Marke. Sie arbeiten im Hintergrund in den Designhäusern oder studieren noch. BodyMap geht noch zur Schule». Und er sagte: «Das ist grossartig, das ist street fashion». Dieser Begriff kam von John Duka. Am Abend, bevor ich den Laden eröffnete, erschien eine ganze Seite darüber in der *New York Times*. Das war das erste Mal, dass die Style-Rubrik der *Times* einer Person eine ganze Seite widmete.

Es wurde ein grosser Erfolg. Donna Karan und Norma Kamali kauften bei mir ein, englische Mode wurde zum Trend. Saks, Charivari, Bergdorf, Barney's, Bloomingdale's, Ultimo in Chicago, Maxfield in LA: Sie waren alle verrückt danach und gingen nach London. Ich befürchtete, dass ich mit diesen grossen Läden nicht mithalten könnte, und wollte die Designschaffenden bei mir unter Vertrag zu nehmen. Ich wusste nicht, wie ich das tun sollte, weder technisch noch finanziell, aber ich ging nach London, traf 18 Designerinnen und Designer, darunter Leigh, Galliano, Stephen Jones und Judy Blame und sagte ihnen: «Ich mache eine Show in New York. Ich vertrete dich. Ich habe einen Laden. Komm zu mir, du kannst zeigen, was du willst. Du hast drei Minuten Zeit auf der Bühne.» Und sie kamen alle. Es ging mir nicht darum, meine Designschaffenden zu zeigen. Es ging um die Frage: «Wie überlebe ich dieses riesige Durcheinander, das ich planlos geschaffen habe?» Ich wurde überall hineingezogen.

Women's Wear Daily in Japan wurde auf mich aufmerksam und wollte mit mir zusammenarbeiten. Wir machten eine dreitägige Show in Tokio. Der britische Botschafter und der Premierminister von Japan waren da, und dann kam Leigh Bowery mit

Trojan und Rachel [Auburn], ohne Hose und nur mit einer Art Schürze bekleidet, beugte sich nach vorne und zeigte den Hintern. Ein Skandal! Ich machte diese Shows, um meine Marke zu schützen. Aber ich habe nichts davon geplant. Wie alles, was ich mache, ist es organisch gewachsen.

KR: Auch wenn es am Anfang nicht deine Absicht war: Du hast vielen jungen Talenten, die sonst kaum sichtbar waren, eine Plattform gegeben. Das fällt mir in deiner Karriere immer wieder auf.

SB: Ich denke, das ist wie bei allem, was ich mache: Die Menschen motivieren mich. Deshalb will ich all diesen verschiedenen Menschen Plattformen geben und offen sein, für alles, was kulturell passiert. Ich bin auf jeden Fall eine Pionierin. Da stehe ich dazu. Ich bin eine Wegbereiterin für vieles. Auch für *RuPaul's Drag Race*. Als ich damit begann, hatte der Drag keinen guten Ruf. Ich stellte ihn in einen anderen Kontext und mit Events wie dem *Love Ball* brachte ich ihn in den Mainstream. Ich stellte die Bühne zur Verfügung, Ru nutzte sie und setzte es um. Als ich den *Love Ball* organisierte, war die Ballroom-Szene isoliert und durch AIDS verwüstet. Ich war in Harlem und habe sie gesehen, sie waren einzigartig. Mit dem *Love Ball* holte ich sie zurück und brachte gleichzeitig die Leute dazu, etwas gegen die AIDS-Krise zu unternehmen. In diesen Anfangszeiten war es einfach nur hart, niemand tat etwas, um den Menschen Hoffnung zu geben. Ich will nicht sagen, dass ich das Voguing entdeckt habe oder die erste Person war, die Spenden für AIDS-Betroffene gesammelt hat, aber du weisst ja, was ich meine. Ich habe so viele kulturelle Dinge in Bewegung gebracht. Oder zum Beispiel die Transmenschen ... schon in meinem Laden in den Achtzigern stellte ich eine schwarze Transfrau als Verkäuferin an.

KR: Viele junge Menschen machen heute verrückte Looks, aber sie tun es für Instagram oder TikTok und gehen damit nicht nach draussen. Daran ist nichts falsch -

SB: Nein.

KR: Aber ich frage mich, wie wichtig das physische Erleben, draussen zu sein und mit den Menschen zu interagieren, für deine Looks und deine Kreationen ist.

SB: Das ist eine sehr interessante Frage. Vor noch nicht so langer Zeit wäre meine Antwort wahrscheinlich eine andere gewesen. Das Internet, Instagram und TikTok sind wirklich wichtig. Ich hätte nie gedacht, dass ich das einmal sagen würde. Es gibt Gutes und auch viel Schlechtes daran. Das Gute ist, dass es den Leuten viel Sichtbarkeit gibt. Früher musste mich ein Unternehmen anrufen, wenn sie ein Designtalent wollten, das sie an einem von meinen Events gesehen hatten, und mich fragen: «Wie kann ich diese Person erreichen?» Oder sie mussten zu einer Agentur, sie mussten dafür etwas unternehmen. Heute müssen sie nur auf meinen Instagram-Account und nachschauen. Sie rufen die Leute an, mit denen ich arbeite und sagen: «Möchtest du...?» Und ich freue mich für sie. Eine Designerin hat mir

kürzlich gesagt, sie bekomme so viele Aufträge wegen mir, weil ich sie tagge, zum Beispiel. Es gibt heute wunderbare Möglichkeiten.

In den Achtzigern und Neunzigern kamen die Designschaffenden an meine Anlässe, um zu sehen, was gerade passierte. Gaultier und Mugler und Galliano und Margiela waren da. Sie schauten zu und liessen sich inspirieren. Heute müssen sie das nicht mehr. Dafür gibt es Instagram. Aber diese Kids mit ihren Looks auf Instagram ... denen kann ich eine Plattform in der echten Welt geben, einen Raum, wo sie sich sicher fühlen, wo sie einen Look oder was immer sie auf Instagram inszenieren in einem realen Raum zeigen können. Das ist unbezahlbar, denn auf Instagram gibt es keine Emotionen. Echte menschliche Interaktion ist mir wichtiger denn je: echte Menschen, echter Kontakt, den Leuten in die Augen sehen und ihre Energie und sie selbst spüren. Ich glaube wirklich, das ist im Moment extrem wichtig, denn es geht zu oft darum, wie etwas auf dem Internet aussieht, wie der Instagram-Account aussieht. Das ist verheerend.

KR: Gibt es für dich persönlich einen Unterschied zwischen deinen Kreationen für Instagram und den Kreationen für das echte Leben?

SB: 99,9 Prozent von dem, was auf Instagram zu sehen ist, entsteht als Vorbereitung für Live-Events. Ich muss keine Looks nur für Instagram machen. Ich finde es aber interessant, dass das, was ich tue – Looks erfinden – heute als Kunst gilt, und dazu war Instagram nützlich. Und ich denke, auch hier bin ich eine Pionierin. Bei mir wird es als Kunst betrachtet, obwohl es auch einfach Mode sein könnte. Es könnte einfach eine Person in einem Kleid und mit viel Make-up sein. Für die meisten bedeutet sich einzukleiden: «Ich muss das anziehen, weil ich dorthin gehe» oder: «Das ist gerade Mode». Bei mir geht es überhaupt nicht um so etwas. Mein Körper ist meine Leinwand und ich mache Kunstwerke der Selbstdarstellung.

KR: Heute gibt es so viele Möglichkeiten, etwas zu entdecken, den Horizont zu erweitern, aber das ist natürlich alles relativ neu. Mich würde interessieren, was dich beeinflusst hat, als du in der Schweiz aufgewachsen bist.

SB: Ich denke, ich wurde von der Schweizer Lebensart beeinflusst. Man muss um sieben oder acht Uhr morgens aufstehen – deshalb habe ich wahrscheinlich etwas gegen geregelte Arbeitszeiten: Weil ich in der Schweiz mit dieser Grundstruktur aufgewachsen bin. Und es hat Berge und Täler, das ist sehr ausschliessend. Die Alpen halten alles auf, was von aussen kommt. Du bist irgendwie dort und sollst dortbleiben. Ich habe wahrscheinlich auch gegen diese Schweizer Regel rebelliert, die allerdings nicht nur schweizerisch ist: Man braucht ein Haus, einen Zaun, ein Bankkonto, ein Auto und Kinder. Als ich aufwuchs, wusste ich vermutlich bereits, dass ich das nicht wollte.

KR: Wie war deine Familie?

SB: Meine Eltern waren sehr tolerant und offen. Ich lernte alles, was einen Menschen ausmacht: Gut

sein und nicht grausam sein, geben und vergeben. Ich lernte, dass wir alle Menschen sind – alle gleich. Ich bin mit dieser Philosophie aufgewachsen. Ich war glücklich darüber, dass ich nie Angst davor haben musste, wer oder was ich bin. Und meine Eltern hatten Stil: Es war ihnen wichtig, wie wir aussahen, die ganze Familie: meine Schwester, meine Mutter, mein Vater und ich.

KR: Deine Werke sind oft vergänglich, sie geschehen, und dann sind sie vorbei.

SB: Es sind ganz klar One-Night-Stands, ja.

KR: Wünschst du dir manchmal mehr Beständigkeit für dein Schaffen?

SB: Nein, nicht wirklich. Aber eigentlich ist es kein gutes Geschäft. Es wäre besser, ein Produkt zu haben. Ich bin das Produkt. Mir gefällt aber, dass die Leute eine Erinnerung haben, wenn sie eine meiner Partys verlassen. Wie eine Affäre: Die Nacht war wundervoll, dann ist sie vorbei und man erinnert sich daran. Man sehnt sich danach. Wenn etwas immer gleich ist, brennt es aus, denke ich. Es wird langweilig. Ich mag es, wenn es jedes Mal eine neue Herausforderung ist.

KR: Auch mit deinen Looks wiederholst du dich nie.

SB: Die Looks machen mir Spass, sie strengen mich nie an. Anstrengend wäre es, wenn ich einen Look wiederholen müsste. Das ist witzig, denn viele Leute, die für ihren Stil bekannt sind, wiederholen ihn. Kim Kardashian ist immer Kim Kardashian, einfach in einem anderen Outfit, Marilyn Monroe auch. Mein Stil ist, dass ich keinen habe. Ich mache immer, was ich gerade spüre, und das macht mir Spass. Ich kann müde oder schwach sein, aber sobald ich mich hinsetze und beginne, mich zu schminken und zu frisieren, werde ich aktiv. Es ist die Fantasie, die mir sagt: «Ich mache jetzt dieses oder jenes.» Ich werde nie müde davon.

KR: Dein Stil hat sich entwickelt und ist nuancierter geworden. Wenn ich Bilder von dir aus den Achtzigern sehe, warst du damals schon fast konventionell im Vergleich zu heute.

SB: Damals ging es darum, etwas zu tragen, was die anderen nicht tragen würden oder noch nie gesehen hatten ... um das Gefühl dabei. Dann machte ich Head-to-toe, ganze Looks, und heute geht es vor allem ums Kombinieren. Ich kleide mich nach dem Make-up, würde ich sagen. Es geht um die Verwandlung. Wie bei Leigh Bowery – er malte hier und dort etwas, und wurde schliesslich zur Skulptur. Das ist bei mir auch so. Ich bin nicht Leigh Bowery, aber ich wurde auch immer kreativer mit mir selbst. Ich habe nie einfach eine Perücke aus dem Laden getragen und ich trage kaum ein Kleid so, wie es gemacht wurde. Ich frage mich immer: «Wie kann ich daraus etwas anderes machen? Wie kann ich es zu meinem eigenen machen?» Wenn die Frisur hollywoodmässig glamourös ist, brauche ich ein futuristisches Make-up. Wenn die Kleider barock sind, brauche ich eine Punk-Frisur. Ich liebe es, zu experimentieren. Ein neuer Künstler, mit dem ich zusammenarbeite, hat ein Kleid aus Plastikskulpturen gemacht – wundervoll, aber ein Albtraum zum Anziehen. Ich hielt es nicht aus und sagte mir: «Dann setze ich

es mir eben einfach auf den Kopf». Für mich ist die Mode das eine, aber ein Kleidungsstück in etwas anders, eigenes zu verwandeln, ist noch einmal eine andere Form von Kunst. Damals in den Siebzigern, als ich noch in London war, ging es darum, sich so zu kleiden, dass man Teil einer Szene ist: Punk, Rock, New Romanticism. Heute ist das Individuelle wichtiger.

KR: Du hast eigentlich deine eigene Szene geschaffen.

SB: Ich habe mein Leben designt. Ich habe nicht Brillen oder Taschen designt, sondern einen Lifestyle, habe einen Raum geschaffen, in dem alle diese Dinge zusammen existieren können. Ich glaube, ich bin eine Lebensdesignerin.

KR: Du warst für viele eine Muse und hast viele Karrieren lanciert. Gibt es in deinem Leben so etwas wie einen Mentor oder eine Mentorin?

SB: Zwei meiner Freunde. Der eine ist Paul Reeves, den ich in England kennenlernte. Er hat mein Potential erkannt. Als ich fast in die Schweiz zurückgekehrt wäre, ermutigte er mich zu bleiben. Er selbst war unglaublich kreativ, hatte einen Laden, Universal Witness, und alle Rock'n'Roller gingen dort hin – die Rolling Stones, David Bowie, alle ... Der andere ist Patrick Hughes, der Künstler. Ich zog am Valentinstag nach New York, um bei ihm zu sein. Als ich mit Patrick in New York war, blühte ich erst richtig auf. In London war ich Teil von etwas, aber hier begann ich, mein eigenes Ding zu machen. Auch die Menschen, denen ich beim Start geholfen habe, sind Mentorinnen und Mentoren für mich. Wenn ich RuPaul in einer Go-Go-Box im Savage sehe, denke ich: «Du bist jetzt ein verdammter Star!» Auch er war irgendwie mein Mentor. Leigh Bowery, Mathu Anderson, Zaldy, Galliano ... es sind so viele. Ich habe sie zwar angetrieben, aber sie motivieren mich genauso, weil sie in meinem Leben sind und ich ihre Talente erkannte. Durch sie habe ich verstanden: «Ich habe das Auge.»

KR: Schon immer hast du alle möglichen Gruppen gemischt und herausgefordert. Wie schaffst du es, dass du mit deinem Schaffen all diese unterschiedlichen Menschen anziehst, die theoretisch gar nicht das Gleiche mögen sollten?

SB: Die Antwort ist wahrscheinlich ganz einfach: Bei mir sind alle willkommen. Die Brooklyn Kids, die Uptown Ladies, Exzentriker, gewöhnliche Leute aus New Jersey und alle dazwischen. Bei mir wissen die Menschen, dass sie akzeptiert sind – alle sind auf der gleichen Stufe. Es ist ein wenig wie im 3D-Kino: Alle müssen diese Brillen tragen, und wer sie nicht trägt, sieht alles unscharf. Egal, wer du bist, wenn du an ein Event von mir kommst, ziehst du die Brille an – Toleranz ist das Eintrittsticket. Alles ist möglich. Wir Menschen haben in unserem Innersten das Bedürfnis, uns mit anderen zusammenzuschliessen, Teil von etwas zu sein, denke ich. Einige hole ich aus ihrer Komfortzone heraus, aber ich glaube, auch die verschlossensten Menschen sind neugierig. Sie sind nur verschlossen, weil sie sich noch nie gezeigt haben. Deshalb schaffe ich einen Raum,

in dem sich alle verschiedenen Kulturen einander zeigen können und aus der Welt, in der sie leben oder zu leben meinen, heraustreten können. Darum geht es.

Kareem Rashed ist Herausgeber, Autor und Stylist und lebt in New York. Er hat unter anderem für *Vogue*, *Elle*, *Surface* und *Sotheby's* gearbeitet.